

Illustriertes Unterhaltungs Blatt

Gratisbeilage zur „Geissenheimer Zeitung“.

Verschollen.*)

Roman von Arthur Zapp.

(Nachdruck verboten.)

Egon von Wallberg war aus dem Feldzug 1870/71 nicht zurückgekehrt, die Vermisstenliste hatte ihn als vermisst gemeldet. Die Mutter war untröstlich, da sie nicht wußte, was aus ihrem Sohn geworden. Nachforschungen beim Regiment, das am 19. Januar bei St. Quentin sich besonders hervorgetan, hatten ergeben, daß Egon von einem Patrouillenritte, den er am Abend des 17. Januar von Chaumes aus unternommen, nicht zurückgekehrt war. Um die Mutter zu beruhigen beschloß der jüngere Sohn, Günther von Wallberg, an Ort und Stelle Erkundigungen nach dem Vermissten zu unternehmen. Seine Schwester Flora ließ sich nicht abhalten, ihn zu begleiten. Die Geschwister reisten bald nach Beendigung des Krieges nach Frankreich und suchten in Chaumes, dem letzten Quartier des Bruders, nach dessen Verbleib. In dem Gasthaus, das er einige Tage bewohnt, erinnernte sich die Kellnerin, eine Nichte des Wirtes, sofort an Egon, wußte viel von ihm zu berichten. Die Ankunft eines neuen Gastes, der als Monsieur Charles angeredet wurde, unterbrach ihre Unterhaltung. Am andern Tage kam Louise Bonnetain auf

Günthers Bitte zu den Geschwistern, sie erzählte, daß Egon am 17. Januar sich einen Abilanzug ihres Bruders angezogen habe und dann fortgeritten sei. Dann überreichte sie Günther eine Brieftasche, die sie aus Egons Uniformrock genommen. In der Brieftasche lag eine Paardose und auf den letzten Seiten des Buches war ein Gedicht aufgeschrieben, das an eine Dame gerichtet war. Reich beschenkt verließ Louise die Geschwister. Da nun erwiesen war, daß Egon nicht in Chaumes gefallen war, suchte Günther die früheren Quartiere des Bruders auf. Da kam zuerst Schloss St. Remo bei Valincourt in Frage. Der Besitzer, Oberst de St. Aulaire, stellte auf eine Anfrage Günther anheim, persönlich im Schloss vorzusprechen. Auch im Schloss fand er keine Spuren von dem Vermissten, trotzdem ihm Fräulein Marion Aulaire und deren Gesellschafterin viel von Egon erzählten. Der Oberst, der wie Günther den Krieg mitgemacht, hielt sich sehr reserviert. Als die Geschwister St. Remo verließen, sahen sie Monsieur Charles sich am Wagen beschäftigen. Nach kurzer Fahrt verloren sie ein Rad, der Wagen stürzte um und Flora trug eine Gehirnerschütterung davon. Der Sohn des Obersten, Gaston de St. Aulaire, der den Unfall mit angesehen, nahm die Deutschen zurück ins Schloss, wo Flora versorgt wurde und sich bald ein freundschaftliches Verhältnis zwischen den jungen Leuten anbahnte. Nur der Vicomte de Valin, ein Anbeter Marionens, verhielt sich feindselig zu den Geschwistern, besonders aber als Günther auf der Suche nach dem Bruder entdeckt hatte, daß der Vicomte ein Verhältnis mit der Gattin des Advokaten Menoudin in Reims habe. Flora ging ihrer Genesung entgegen und war mit Günther im Garten, als ein Schuß auf sie abgegeben wurde, der zum Glück fehlging. Günther suchte die Kugel und fand, daß sie aus einem deutschen Arme-

revolver stammte. Bei einem Ausritt, den Gaston und Günther unternahmen, erkannte letzterer an einem Kunststück des von ihm gerittenen Pferdes den Rappen seines Bruders. Da Gaston erklärte, das Tier von de Valin gekauft zu haben, begab man sich zu diesem und erfuhr, daß er es vom Händler Foville in Reims erstanden habe.

(Fortsetzung.)

Mit diesem Bescheid machten sich die beiden jungen Leute bald darauf auf den Heimweg. Sieh noch an demselben Nachmittage

nach Reims zu begeben, dazu war es zu spät. Sie kehrten also nach St. Remo zurück. Der Oberst war nicht wenig erstaunt, als ihm Gaston über die Herkunft des Rappen berichtete, der ehemals als Reiterpferd des Leutnants von Wallberg den Namen „Roland“ getragen hatte.

Günther führte auf dem Schloßhof dem Oberst die Produktionen des Rappen vor. Der Schloßherr sah schweigend zu; seinem ganzen Aussehen, seinen nachdenklichen Mienen war anzumerken, daß ihn die Sache innerlich angelegentlich beschäftigte.

„Der Beweis ist überzeugend,“ sagte er zu Günther, als dieser wieder abgestiegen war. „Ich bitte Sie, über das Pferd zu verfügen. Es muß Ihnen als ein Andenken an Ihren Bruder selbstverständlich wertvoller sein als irgendeinem anderen, und Sie haben ja auch zweifellos ein Anrecht an das Eigentum Ihres Bruders.“

* Für unsere neuereintretenden Leser bringen wir in dem ersten Abschnitt eine kurze Wiederholung der in den früheren Kapiteln bereits erzählten Vorgänge.



Eine Gebirgskanone in Tätigkeit in den Vogesen.

Günther von Wallberg dankte dem Oberst herzlich und erklärte, den Gaul gern in seinen Besitz zu übernehmen, unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß Oberst de St. Aulaire den Kaufpreis, den er selber bezahlt, von ihm — Günther — annehme.

Am anderen Vormittag brachen alle drei Herren zu Pferde auf. Günther ritt wieder den Rappen, den man für jeden Fall mit nach Roze nehmen wollte. Der Pferdehändler war nicht zu Hause, wie er denn fast immer in Geschäften unterwegs war. Es dauerte geraume Zeit, bis Frau Foville in den Geschäftsbüchern ihres Mannes eine Eintragung fand, die etwa auf „Roland“ alias „Marchéal“ passen konnte. Am 18. Januar: Rappe, fünf- bis sechsjährig, Reitpferd, gekauft von Meunier aus Moreuil. Nichts weiter. Es mochte in Moreuil gewiß einige Dutzend Meunier geben.

„Können Sie uns nichts Näheres über diesen Meunier mitteilen?“ fragte der Oberst. „Was für einen Beruf übt er aus? Wie alt ist er?“

Aber Madame Foville zuckte mit den Achseln. „Ich habe den Herrn nicht gesehen. Jedenfalls erinnere ich mich seiner nicht. Es kommen so viele Käufer und Verkäufer zu uns. Vielleicht kommen Sie einmal wieder, wenn mein Mann zu Hause ist.“

Unschlüssig und ein wenig enttäuscht sahen sich die drei Herren an und sie waren schon halb entschlossen, sich unverrichteter Sache zu entfernen, da fiel dem Oberst, schon auf der Schwelle, noch etwas ein.

„Haben Sie denn keine Leute im Hause, die vielleicht Auskunft geben können?“

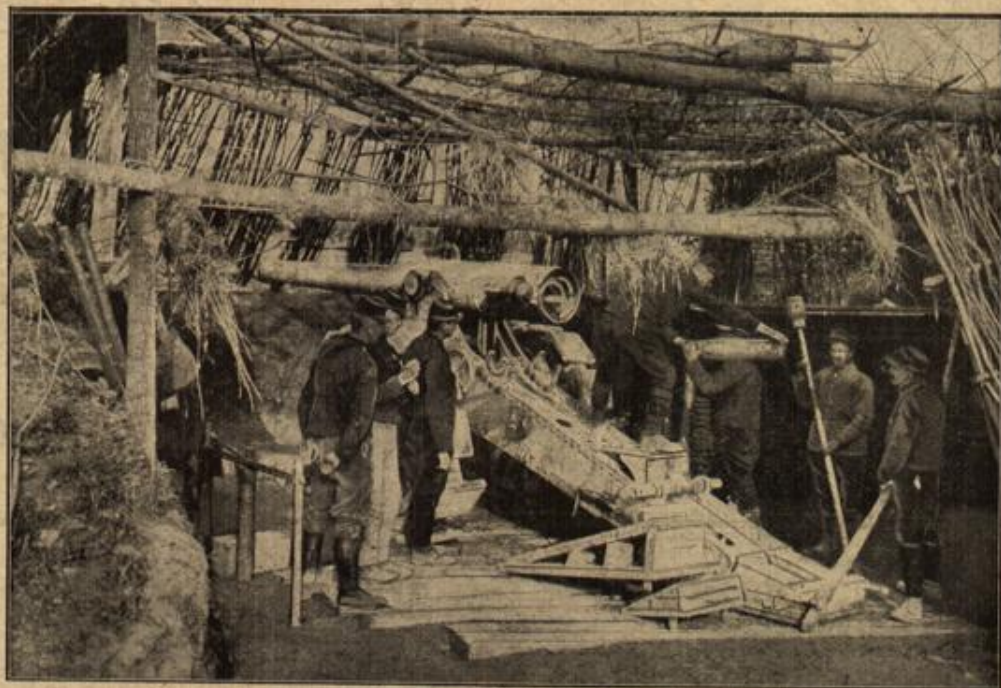
„Der Knecht ist mit meinem Mann mit,“ erwiderte die Frau. „Ein Pferdewärter ist ja im Stall, aber er ist —“ sie lachte und deutete auf die Stirn — „nicht ganz klar; von dem werden Sie schwerlich etwas herausbekommen.“

Die drei Herren begaben sich in den Stall. Ein erwachsener Mensch mit einem aufgedunsenen, roten Gesicht und

„Vielleicht frischen Sie Ihr Gedächtnis mal ein bißchen auf!“

Und Günther bemühte sich ebenfalls, den Burschen durch ein Geldstück gefügig zu machen. Zugleich deutete er auf den Rappen, der im Hof angebunden war und ungeduldig mit den Hufen scharrte.

„Uns liegt viel daran, mit dem Mann zu sprechen, der



Ein französisches 15 cm-Geschütz in Stellung bei Arras.

am achtzehnten Januar dieses Pferd da an Monsieur Foville verkauft hat.“

Die unerwartete, sehr generöse Freigebigkeit der Herren machte einen ersichtlich starken Eindruck auf den Pferdewärter. Plötzlich sprang er auf, rannte in den Hof hinaus, betrachtete den Rappen von allen Seiten und nickte befriedigt wie einer, der sich über eine Frage ins Klare gekommen ist.

„Am achtzehnten Januar?“ fragte er zu den Herren gewandt, die nach ihm den Stall verlassen und auf den Hof hinausgetreten waren — „sagten Sie nicht so?“

„Ganz recht,“ erwiderte der Oberst. „Am achtzehnten Januar hat ein Mann Namens Meunier aus Moreuil dieses Pferd an Monsieur Foville verkauft. Wissen Sie etwas Näheres über den Mann? Erinnern Sie sich?“

Der Budlige lachte.

„Ob ich mich erinnere! Es war am achtzehnten Januar, als ich hier antrat. Ich war beim Fuhrherrn Dubois in Stellung gewesen. Wir hatten uns am vierzehnten gezankt und ich war Knall und Fall davongelaufen. Ja, so bin ich; Meine Arbeit tue ich, aber ein Unrecht lasse ich mir nicht gefallen und auch hier hat's bald geschnappt. Warum? Weil —“

„Sie sind also am achtzehnten Januar bei Foville in Dienst getreten?“ unterbrach der Oberst den Schwätzenden.

„Ja. Und der Verkauf des Rappen da war das erste Geschäft, das ich hier mit angesehen habe. Na, den haben wir nicht schlecht eingewickelt.“

Er lachte wieder boshaft und die kleinen Augen funkelten tüdlich.

„Ben?“ fragte der Oberst.

„Na, den sogenannten Monsieur Meunier.“

„Wie so, eingewickelt?“ fragte Günther v. Wallberg.

„Na, der Gaul da ist doch keine tausend Frank unter Brüdern wert. Tausend hat der Mann gefordert und wissen Sie, was ihm Foville gegeben hat?“

„Run?“ — „Fünzig Frank.“

Die drei Herren sahen sich mit verständnisvollen Blicken an.

„Aber warum mag denn dieser Monsieur Meunier das Pferd so billig abgegeben haben?“ fragte der Oberst.



Gumor unserer Feldgrauen: Lord Kitcheners letztes Aufgebot.

kleinen, tüdlich blinkenden Augen saß auf einer Futterkiste und baumelte faul mit den Füßen. Auch während der Oberst ihm das Anliegen, das ihn und seine Begleiter nach Roze geführt hatte, auseinander setzte, ließ er sich in dieser Beschäftigung nicht stören.

„Nein, weiß nichts,“ erklärte er kurz angebunden.

Der Oberst griff in seine Tasche und reichte dem Budligen ein Fünffrankenstück.

„Weil —“ der Pferdewärter zeigte eine verschämte Miene — „na, die Sache hatte doch einen Haken. Das hat doch unser pfiffiger Foville sofort gemerkt. Natürlich gab er das dem Mann zu verstehen. Beim Pferdekauf müsse man vorsichtig sein, meinte er, überhaupt in so gefährlichen Zeiten. Wer weiß, ob einem solch ein Gaul nicht bald wieder aus dem Stall gezogen würde. Na, der Kerl war froh, als er schließlich seine fünfzig Frank in der Tasche hatte, und als ihm Foville nach Name und Wohnort fragte, da besann er sich eine Weile, als hätte er plötzlich vergessen, wie er heiße, und dann sagte er Meunier aus Moreuil. Foville und ich — ich weiß das noch ganz genau, als wäre es gestern gewesen — wir sahen uns an und grinsten. Wir merkten doch gleich, daß das nicht seine Richtigkeit hatte.“

Der Budlige nickte heftig.

„Na, freilich doch. Sechs Wochen später — Foville hatte den Rapen schon wieder verkauft — da kamen wir von Chaulnes, Foville und ich. Unterwegs auf der Chaussee verlor eines unsrer Pferde ein Eisen. Wir hielten vor der neuen Schmiede an, Sie wissen zwischen Chaulnes und Balincourt. Das Häuschen hat früher dem Gutsherrn von Balincourt gehört. Und wer war der neue Hufschmied? Ich erkannte ihn auf den ersten Blick. Unser Monsieur aus Moreuil!“

Der Pferdewärter wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Wie heißt doch der Mann gleich?“ fragte Gaston de St. Aulaire, in seinem Gedächtnis forschend. „Gri —“

„Gribvais,“ half der Budlige ein. „Pierre Gribvais. Monsieur Foville tat, als erkenne er ihn nicht. Ich aber flüsterte ihm ins Ohr: Guten Tag, Monsieur Meunier aus Moreuil!“

„Und er,“ fragte der Oberst.

„Er sagte nichts, warf mir aber einen Blick zu, als wenn er mich fressen wollte.“

„Und Sie meinen, daß der angebliche Meunier und der Hufschmied Gribvais ein und dieselbe Person ist?“

„Darauf lege ich meine Hand ins Feuer.“

Während die drei Herren sehr befriedigt von dem Ergebnis ihrer Expedition Roye verließen, fand in einem Salon des Schlosses St. Rémy eine sehr inhaltvolle und erregte Aussprache zwischen Marion de St. Aulaire und dem Vicomte de Valin statt. Das junge Mädchen hatte sofort geahnt, in welcher Absicht der Gutsnachbar gekommen war, als sie ihn mit einer außergewöhnlich ernsten Miene und im schwarzen Gehrock den Salon betreten sah. Gern wäre sie der peinlichen Auseinandersetzung ausgewichen, aber eine Möglichkeit des Entrinnens war nicht vorhanden und schließlich mußte ja doch — sie rückte sich in eine aufrechtere Haltung und begegnete den sich mit einem zärtlich-huldigenden Ausdruck auf sie heftenden Blicken des sich Nähernden mit kühler, unempfindlicher Miene — schließlich mußte ja doch einmal die Entscheidung fallen.

„Ich hörte, daß die Herren ausgeritten sind,“ begann der Vicomte, „ich muß offen bekennen, daß mir diese Nachricht nichts weniger als unangenehm ist, ja, daß ich es als ein günstiges Zeichen betrachte.“

Die Tochter des Schlossherrn deutete mit der Hand auf einen der Fauteuils; in ihren Gesichtszügen aber lag nichts, das als einladend und entgegenkommend gedeutet werden konnte.

Der Vicomte schien das Stirnrunzeln der ihm Gegenüberstehenden, den ernsten, fast finsternen Blick ihrer Augen nicht zu bemerken; mit einem zuckersüßlichen Lächeln plauderte er weiter: „Ja, es ist mir lieb, daß ich Sie allein treffe, Mademoiselle Marion, denn ich möchte eine Frage an Sie stellen, die nur Sie allein mir beantworten können.“ Er machte eine Pause; sie hatte ihren Blick gesenkt; ihre Lippen waren fest aufeinander gepreßt; ihre Gesichtsfarbe war um einen Schattentönen blässer geworden — sie sah nicht aus, wie jemand, der mit freudiger Erwartung einer angenehmen Eröffnung entgegenfieht.

Er betrachtete sie jetzt aufmerksam und auch über sein Gesicht glitt ein Schatten, aber er sprach gleich darauf hastig und eindringlich weiter: „Sie erinnern sich, daß ich — es ist fast ein Jahr her — mich Ihnen erklärte, daß ich Ihnen sagte,

daß ich seit langem eine heisse Leidenschaft im Herzen trüge und daß ich mir ein Glück ohne Sie nicht denken könne. Ich fragte Sie, ob Sie sich entschließen könnten, die Meire zu werden, und daß gerade der Krieg, dessen Ausbruch bevorstand, mich veranlaßte, Ihnen meine Liebe und meinen Schutz anzubieten.“

Seine Stimme hatte leidenschaftlich gebebt. Jetzt machte er wieder eine Pause und tat einen tiefen Atemzug und sah mit seinen funkelnden Augen, aus denen lodernde Glut sprühte, zu ihr hinüber.

Sie schwieg noch immer und heftete ihre Blicke beharrlich auf das Muster des Teppichs zu ihren Füßen.

„Erinnern Sie sich noch, was Sie mir damals geantwortet haben, Marion?“ fragte er.

Sie nickte und zugleich kam ein leises „ja“ von ihren Lippen.

„Sie wiesen mich nicht zurück,“ nahm er wieder das Wort und er sprach in schnellem Fluß, in leidenschaftlich erregtem Ton: „Sie baten mich nur, zu warten. Es widerstrebe Ihnen, während Ihr Vater und Ihre Brüder in den Krieg, einem ungewissen Schicksal entgegenzögen, ein Verlöbniß einzugehen.“

Die Augen des Vicomte hingen mit einem Ausdruck heisser Leidenschaft an dem jungen Mädchen und sprühten Flammen über sie hin.

„Ich habe das als ein Versprechen betrachtet und“ — er er sprang ungestüm auf und trat dicht vor sie hin — „und ich komme nun, um Sie zu bitten, Ihr Versprechen einzulösen, Marion.“

Er streckte beide Hände nach ihr aus, aber sie entwich ihm und erhob sich ebenfalls, trat ein Stück von ihm hinweg und stellte sich hinter den Sessel, ihn gewissermaßen als Schutzwehr gegen den Ungestümen benutzend.

Der Enttäuschte wechselte die Farbe.

„Marion,“ rief er erschreckt. „Was soll das heißen? Haben Sie mir denn nicht gesagt, daß ich warten soll? War denn das nicht ein Versprechen?“ Ihr Atem ging schwer und es kostete sie eine sichtliche Anstrengung, zu antworten.

„Ja, es war ein halbes Versprechen. Aber ich bin inzwischen zu der Erkenntnis gekommen, daß ich es nicht einlösen kann.“

„Nicht einlösen? Warum können Sie das nicht, Marion?“

Sie nahm all ihre Entschlossenheit zusammen: „Weil ich Sie nicht liebe.“

Er taumelte einen Schritt zurück und schloß für einen Moment die Augen. Aber er riß sich mit rascher Anstrengung zusammen und mit vorgebeugtem Oberkörper, ihr forschend, fast drohend in die Augen schauend, sagte er: „Sie lieben mich nicht? Aber Sie haben mich damals geliebt.“

„Ich glaubte es. Aber heute weiß ich, daß es ein Irrtum war.“

„Ein Irrtum?“ Er stieß ein zorniges, grimmiges Lachen aus. „Und was hat Sie zu dieser Erkenntnis geführt?“

Sie richtete sich straff in die Höhe und sah ihn mit stolzen, abweisenden Blicken an.

„Darauf bin ich Ihnen wohl keine Rechenschaft schuldig.“

Sein Gesicht verzerrte sich voll Haß und Wut.

„Ich will es Ihnen sagen,“ rief er ihr zornbeugend zu. „Der Deutsche von damals und der Deutsche von heute haben Sie umgestimmt und haben Sie mir entfremdet. Aber ich lasse mich nicht von einem dieser verdammten Breußen zurückdrängen, ebensowenig heute wie im Januar. Und ich sage Ihnen: Der Deutsche von heute wird sich Ihrer Liebe nicht freuen, ebensowenig wie sein Bruder damals.“

Seine stürmischen Worte fuhren über sie dahin, ohne daß sie ein Wort der Entgegnung finden konnte. Wie betäubt stand sie und starrte ihn schreckensbleich, mit entsetzten Blicken an.

Der Deutsche von damals! Was wußte der Vicomte? Und was hatten seine drohenden Worte zu bedeuten?

Aber sie hatte nicht die Kraft, eine weitere Erklärung von ihm zu fordern. Erst als er jetzt von neuem Miene machte, sich ihr zu nähern, wies sie ihn mit einer Gebärde und Miene voll Furcht und Abscheu zurück.

„Gehen Sie! Oder ich rufe um Hilfe.“

Da wandte er sich und ging davon, einen Fluch auf den Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Achtzehnjährige.

Von Adolf Stark.

(Nachdruck verboten.)

Hinter einem Bahndamm lagen die Reserven, unter ihnen Fritz, der Achtzehnjährige. Eigentlich sah er noch jünger aus mit der schmalen, fast mädchenhaft zarten Gestalt und dem glatten Gesicht, in welchem sich selbst jetzt, nach Wochen des Frontlebens, wo alle die andern mit ihren verwilderten Vätern schon aussahen wie der Eger im Märchen, keine Spur von Bartwuchs zeigte. Doppelt zart und knabenhaft sah er aus unter all den alten Landsturmmännern, aus welchen die Kompanie zumeist bestand. Sie riefen ihn nicht anders als „Bubi“. Aber er, der gegen Spott sonst so empfindlich war, fand instinktiv, daß in dieser Benennung eher etwas zärtliches lag und ließ sie sich schweigend gefallen.

Nicht so einverstanden war er mit der Sorgfalt, mit welcher sie ihn umgaben. Wenn alle im Regen lagen, für Bubi wußten die andern immer ein gesichertes Plätzchen zu finden, wo es trocken und möglichst warm war; blieb der Train und die Fahrkutsche einmal aus, daß man für zwei, drei Tage den Gurt fester anziehen mußte, um den hungernden Magen zu besänftigen, Bubi schwelgte selbst da im Ueberfluß. Denn von allen Seiten wurde ihm heimlich etwas zugesteckt: da ein Stück Schokolade, dort ein Restchen Wurst und Brot, und er mußte es nehmen, wollte er nicht den Geber tödlich beleidigen.

Bubi lebte ein Traumleben, ohne recht zum Bewußtsein der Wirklichkeit zu kommen. Wie er so dasag auf dem jungen, frischen Grün, das Gewehr im Arme, und hinausblickte in das Blau des Himmels, wo unbekümmert um den Krieg, welchen das törichte Menschenvolk führte, eine Lerche ihr Lied trillerte, glaubte er jeden Augenblick: Das kann ja gar nicht sein, gleich werde ich wieder erwachen und in der Schulbank sitzen.

Wie in jähem Erschrecken ließ sich die Lerche in das Aderfeld fallen und ihr trillerndes Lied brach plötzlich ab. Hoch oben in der Luft aber stand ein weißes Wölkchen, klein und zart, wie jene „unschuldigen Schäflein“, die an schönen Sommertagen nur deshalb am Himmel zu stehen scheinen, um das strahlende Blau besser hervorzuheben. Bubi wunderte sich; wo kam das Wölkchen her? Er starrte doch schon länger auf den Fleck und hatte es bestimmt vorher nicht gesehen. Sein Schülerhirn, gewohnt die Erklärungen für alles aus der Fülle des Angelernten zu entnehmen, suchte nach der Entstehungsgeschichte der Wolken überhaupt und als er erkannte, daß kein Wissen da eine bedenkliche Lücke aufwies, erschrak er darüber, gerade so, wie in der Schule, wenn ihm zum Bewußtsein gekommen war, daß er irgend etwas nicht wußte.

Auf einmal stand neben dem einen Wölkchen ein zweites und dann wurden es auf einmal viele; hatte es jemand neben ihm gesagt oder wußte er es von selbst, aus jenem instinktiven Wissen heraus, das in großen Momenten den reinen Toren oft zum Wissenden macht? Genug, er wußte es plötzlich: das waren nicht Wolken, das waren Schrapnell, feindliche Schrapnell, die, er wußte nicht woher, kamen.

Das erste Gefühl war das des Erstaunens, fast der Enttäuschung. Schrapnell, der Name schon klang so hart und grausam und jetzt diese unschuldigen Schäfchen!

„Sie schießen wieder einmal auf die Reserven, das Gefindel,“ hörte er eine Stimme zu seiner Rechten. „Das machen sie immer so.“

„Von mir aus.“ Das war der Lorenz, der so sprach. Fritz erkannte ihn an der Stimme. Er richtete sich empor, stützte sich auf die Ellbogen und sah hinüber. Da lag der Lorenz, phlegmatisch und faul wie immer und neben ihm der andere Sprecher, der Lehrer Pleyer. Den nervösen, schwarzhaarigen Levisohn aber, der im Zivil Teilhaber des väterlichen Geschäfts war und von dem man erzählte, daß er Millionen besaß oder wenigstens dereinst erben werde, dubelte es nicht mehr. Er sprang auf, blickte hinüber zur Front und dann wieder zum Himmel hinauf mit den kleinen Schrapnellwölkchen und wandte sich dann plötzlich zu dem Lehrer.

„Wie können Sie solchen Unsinn reden?“ Er schrie beinahe und schien sehr entrüstet. „Schießen auf die Reserven; Unsinn; sie bestreichen den Raum, um die Zufuhr von Menage und

Munition zu erschweren, besonders von Munition. Deshalb schießen sie über die Schützengraben hinaus. Habe ich nicht recht, Lorenz?“ „Von mir aus.“ Der Gefragte nahm die Pfeife aus dem Mund, spuckte aus und rauchte weiter, während die beiden andern sich in eine eifrige Debatte einließen, als gäbe es nichts Wichtigeres, wie die Frage nach dem Grunde des Ausweichens der weißen Wölkchen so weit hinter der Front.

Immer näher kamen sie und näher; plötzlich schrie der Lorenz zornig auf: „Himmel Donnerwetter!“ Bubi sah hin; für einen Moment stockte ihm der Atem und er fühlte, wie sich eine Zentnerlast ihm aufs Herz legte. Er konnte den Blick nicht abwenden von dem Gesichte, über welches es in roten Tropfen herabrann.

Da war auch schon der Leutnant und beugte sich über den Mann. Im nächsten Augenblick stand der Lorenz aber wieder auf seinen Füßen: ordentlich stramm stand er da und wischte mit der Hand über den Schädel, daß sie blutig wurde und das ganze Gesicht beschmiert war, was zugleich schauerlich und komisch aussah.

„Welche geistige, Herr Leutnant, es ist nicht der Rede wert. Nur ein Kratzer. Aber das Lumpeng'findel hat mir die Pfeife ruiniert mit der verdammten Schießerei.“ Ordentlich wütend war der sonst so phlegmatische Mensch.

Die andern lachten und schließlich lachte der Lorenz mit. Am hellsten und lautesten aber lachte Bubi, dessen klare Knabenstimme aus dem Haß der andern hervorklang wie ein Silberglöckchen zwischen dumpfen Kirchenglocken. So leicht und wohl war ihm plötzlich ums Herz, der Druck verschwunden und beinahe triumphierend blickte er zu den weißen Wölkchen empor. Ah, haß, ihr da droben. Was könnt ihr? Pfeifen, zerbrechen und höchstens Löcher in den Schädel schlagen, wie wir Vuben mit den Kieselsteinen. Ist das alles? Und davor soll man sich fürchten? Lächerlich, höchstens spaßhaft ist das Ganze.

Und der Druck auf der Brust kam auch dann nicht wieder, als die Reserven vorgerückt waren und er im Schützengraben kniete und schoß, und rechts und links neben sich Stöhnen und manchmal unterdrücktes Jammern hörte und die Männer mit den weißen, mit rotem Kreuz geschmückten Armbinden behutsam und schweigend mitten unter Schützen ihres Dienstes walteten. Der quacksilberne Levisohn war einer der ersten, den es erwischte. Er konnte nicht ruhig liegen und als er im Eifer des Gefechts einmal aufsprang, erwischte ihn eine Kugel. Aber eine Stunde später war er wieder da, das Gesicht verbunden, wie einer, der Zahnschmerzen hat, denn die Kugel war ihm zum Wunde hineingegangen, hatte zwei Zähne mitgenommen und die Wunde durchbohrt. Aber deswegen ins Spital, gleich am ersten Kampftage? Der kleine schwarze Kerl grinste. „Der eine Zahn war ohnehin schon schadhast. Und wenn ich nach Hause komme, lasse ich mir ein paar goldene machen. Ich kann mir's bieten.“ Selbst im Schützengraben konnte er ein bißchen Proben nicht lassen, aber es nahm's ihm keiner übel. War doch ein ganzer Kerl! Der Lehrer nahm sein feldgraues Halstuch und band es Levisohn trotz des Sträubens um das Gesicht, damit der Verband in seinem Weiß keine Zielscheibe für den Feind bilde und Bubi tat das gleiche mit Lorenz, den keine zehn Pferde auf den Verbandsplatz gebracht hätten „wegen so an Schmarrn“, und der es nur widerwillig geduldet hatte, daß ihn ein Sanitäter im Schützengraben verband.

Am Abend wurden sie abgelöst und bezogen Quartier im Dorfe, richtiges Quartier mit einem Dach über dem Kopf und Stroh auf den Dielen. „Wie die Fürsten,“ sagte der Lehrer. Levisohn war fortgeschlichen und kam nach einer halben Stunde mit einer funkelneuen schönen Pfeife wieder, die er glücklich im einzigen Laden aufgetrieben hatte. Zehn Gulden hatte sich der Krämer in Ausnützung der Konjunktur zahlen lassen. „Aber was tut's, ich hab's ja.“ Und Lorenz, der im Schützenfeuer so ruhig gelegen, war förmlich aufgeregt über den Besitz eines so kostbaren Stückes und schürte, alle Rufen zu erwürgen, wenn sie ihm nochmals die Pfeife ruinieren sollten. Bubi aber schlief mit roten Waden und lächelte im Schlafe.

Die Madonna mit den Perlen.

Roman von Hans Dominik.

(Nachdruck verboten.)

Das Jahr ging zu Ende. Eine Woche noch, und in Deutschland würde man das Christfest feiern. Aber an der blauen Küste der Riviera war von winterlicher und weihnachtlicher Stimmung nichts zu merken. Azurfarben dehnte sich hier die

See. Ausgedehnte Gaine der immergrünen Magnolien und Azolien ließen es vergessen, daß man sich mitten im Winter befand. Von einem ewig heiteren Himmel warf die Sonne ihre wärmenden und alles vergoldenden Strahlen auf die grünen



Tirolia. Nach dem Gemälde von M. Schmid.

Gebäude, auf die Strandpromenaden und auf die prunkvollen Gebäude, die hier dem Luxusbedürfnis der internationalen Welt errichtet worden sind.

Denn die wenigsten Besucher kommen ja an diese prachtvollen Gasse, um hier in einer immer milden und schönen Natur Erfrischung, Erholung oder Heilung zu finden. Für die meisten sind die grünen Tische im Cercle des Etrangers zu Monte Carlo das Wichtigste in der ganzen Riviera. Hier pulsiert Tag und Nacht ein internationales mondaines Leben und Treiben. Hier rollen Vermögen, die in aller Herren Länder erworben wurden, über die grünen Tische, fluten hin und her, wie die winzige elfenbeinerne Kugel in der Roulette es befiehlt, um schließlich und endlich doch sicher in den Kassen der Spielbank zu verschwinden.

Die Riviera besucht zu haben und nicht im Spielsaal von Monte Carlo gewesen zu sein, das ist in den Augen aller Globetrotter ein schlimmeres Vergehen, als in Rom gewesen zu sein, ohne den Papst zu sehen.

Da sind die Ruhigen und Bagasten, die ein Zwanzigfrankstück riskieren und gemächlich vom Spieltisch forttreten, nachdem dies Geld verloren ist. Aber es kommen auch andere, die vom Fieber erfaßt, von der kreisenden Scheibe der Roulette hypnotisiert werden und nicht eher vom Plaze gehen, als bis sie den letzten Franken verspielt haben. Und endlich diejenigen, denen der Spieltisch von Monte Carlo Lebensaufgabe und Lebensbegriff geworden ist, die hier jahraus jahrein einen verzweifeltsten Kampf gegen die Bank führen und in jedem Jahre ein Vermögen verlieren, bis ihnen endlich nur Bettelstab oder Revolver übrig bleiben.

Auch jetzt waren die Spieltische dicht umlagert. — Seit zwei Stunden war das Spiel im Gange. Seit zwei Stunden klangen die eintönigen Rufe der Spielleiter und Croupiers durch den prachtvollen großen Saal. Seit zwei Stunden bildete das Rauschen und Knistern der Banknoten, das Klirren der Goldstücke eine tonangebende Note in den Geräuschen, die den Saal erfüllten.

Aber noch wurde nur selten einer von den Stühlen an den Tischen frei, hinter denen sich die Menge zwei oder drei Reihen stark aufbaute.

Zwei Herren betrachteten mit prüfenden Blicken dies hastige Treiben. Der eine von ihnen etwa sechzig Jahre alt, dem ganzen Typus nach ein Amerikaner. Graues kurzgeschorenes Haar bedeckte den kräftigen Schädel. Ein starker amerikanischer Manier gestuhter Schnurrbart beschattete die Oberlippe. Auffallend waren die überaus starken buschigen Augenbrauen, die an ein Bismarckbild Lenbachs erinnerten und dem ganzen Kopf den Typus von Energie und Willensstärke verliehen. Doch unter diesen Brauen befanden sich große braune Augen, die gewiß in der Erregung streng und drohend blicken konnten, aus denen aber auch viel Güte und Herzlichkeit strahlte.

So sah Mister Brown aus, der Inhaber der großen Bankfirma J. C. Brown in Newyork, der vor vierzig Jahren seine Laufbahn in Chicago begonnen hatte und dessen Vermögen heute viele Millionen betrug. Vor zehn Jahren hatte er den Versuch gemacht, sich zur Ruhe zu setzen. Er hatte seinen riesenhaften Schlächtereibetrieb in Chicago in eine Aktiengesellschaft umgewandelt und war nach Newyork gezogen. Aber mit der beabsichtigten Ruhe war es dort nichts geworden. In kurzer Zeit steckte Mister Brown auch dort tief in großen Finanzunternehmungen und vermehrte sein Vermögen weiter. Seit einem Jahre gehörte er nun zu den oberen Vierhundert in Newyork. Wie die Astors und Vanderbilts hatte auch er seine eigene Luxusjacht. Und wenn man ihn an der Börse in Wall Street vermiste, dann kreuzte er bald bei Cuba in der mexikanischen See, bald in europäischen Gewässern.

Auch jetzt schaukelte die „Persephone“, eine fürstlich eingerichtete Luxusjacht, draußen auf der Rhede. Weit hin leuchtete ihr weiß gemalter mit goldenen Linien verzierter schlanker Rumpf über die blaue Fläche, während ihr Besitzer durch den Spielsaal schlenderte, in welchem das gedämpfte Tageslicht sich mit dem Schein elektrischer Lampen vermischte.

„Ich verstehe die Leute nicht,“ wandte sich Mister Brown an seinen jüngeren Begleiter, den etwa 35jährigen Newyorker Kunsthändler William Rose. „Da werfen sie ihr gutes Geld der Bank auf den Tisch, obwohl ihnen doch die einfachste Ueberlegung sagen müßte, daß sie es auf die Dauer verlieren.“

William Rose war nicht ganz der Ansicht seiner Partners. „In der Hauptsache haben Sie gewiß recht, Mister Brown. Es gehört natürlich auch hier ein bißchen Glück dazu. Glück und Geschick. Ich behaupte, es gibt Pechvögel im Leben, denen

alles fehlschlägt. Die sollten sich auch um Himmelswillen an keinen Spieltisch setzen.“

Aber ich habe bis jetzt immer ein wenig Glück gehabt. Das will ich hier einmal versuchen. Daneben aber auch ein System.“ —

Mit wachsender Mißbilligung sah Mister Brown, wie sein Begleiter einen eben leer gewordenen Stuhl eroberte, eine Tabelle und einen Haufen Banknoten vor sich ausbreitete und zu spielen begann.

„Du töricht!“ murmelte Mister Brown. Aber William Rose hörte nicht mehr auf ihn. Ganz systematisch begann er zu setzen und zwar immer nur auf die einfache Farbe. Bald einmal auf Rot und dann wieder auf Schwarz. Das Glück schwankte hin und her. Der Deutsch-Amerikaner gewann und verlor abwechselnd. Aber es war unverkennbar, daß er bei allem ein ganz bestimmtes System verfolgte. Hatte er verloren, so setzte er sofort eine bestimmte vorher abgezahlte Summe und diese war so bemessen, daß sie im Falle des Gewinnes alle vorhergegangenen Verluste bis zum vorletzten Gewinn wieder einbrachte, darüber hinaus aber noch einen kleinen Gewinn ergab.

Solch System ist in der Praxis nicht viel wert. Aber William Rose hatte zweifellos Glück. Die Croupiers schoben ihm häufiger Geld hin, als sie es ihm fortnahmen. Wohl eine halbe Stunde war so vergangen und alles in allem mochte der Deutsch-Amerikaner bei verhältnismäßig kleinen Einsätzen 12 000 Frank gewonnen haben. Bereits wurden einige Mitspieler auf ihn aufmerksam.

„Il a le système!“ flüsterte man hier und dort. Der Deutsch-Amerikaner ließ sich dadurch wenig beirren. Nach einigen weiteren Partien, die den Stand der Dinge nicht wesentlich veränderten, erhob er sich und trat wieder zu Mister Brown zurück. Der empfing ihn mit wohlwollendem Nicken.

„Well, Mister Rose, das ist verständig, daß Sie beizeiten aufgehört haben.“

Der Jüngere lachte vergnügt.

„Wieso aufgehört, Mister Brown. Ich will ja eben erst anfangen. Bis jetzt habe ich das System probiert. Jetzt will ich es einmal mit dem einfachen Glück versuchen. Lassen Sie uns an einen anderen Tisch gehen.“

Gemächlich schritten die beiden Herren weiter durch den prunkvollen Saal, einem anderen der großen Spieltische zu. „Sie täten besser, es zu lassen!“ sagte Mister Brown. „Es ist doch offenkundiger Unfug. Ich sage Ihnen, Rose, ich habe erst heute früh eine erhebliche Summe, eine sogar für mich erhebliche Summe in Spielbankaktien angelegt. Halten Sie mich für einen Dummkopf? Meinen Sie, daß ich mein Geld hier festlegen werde, wenn der Bank überhaupt irgendwie beizukommen wäre?“

William Rose lachte vergnügt vor sich hin.

„Ich will jetzt gegen alle Regeln der Wahrscheinlichkeit spielen und mich ganz auf das Glück verlassen. Diese 2000 Franken riskiere ich. Sind sie fort, so höre ich auf.“

Nach diesen Worten drängte er sich bis zum Tisch hindurch und setzte 2000 Franken auf schwarz.

„Rien ne va plus,“ tönte der sonore Ruf der Croupiers und das Klappern der Elfenbeinkugeln wurde schwach und schwächer, bis sie auf schwarz liegen blieb. Aus den 2000 Franken waren 4000 geworden. William Rose ließ die Summe ruhig auf schwarz liegen und das nächste Spiel ging an. Wieder fiel die Kugel auf schwarz und 8000 Franken lagen vor ihm.

„Nehmen Sie doch Ihr Geld jetzt von schwarz weg,“ raunte ihm Mister Brown zu, der hinter ihn getreten war. „Es ist doch sehr unwahrscheinlich, daß jetzt noch einmal schwarz kommt.“

„Wir wollen sehen,“ lachte William Rose und ließ das Geld trotzdem liegen. Und wieder kam schwarz. Jetzt mußte der Spieler 4000 Frank fortnehmen, um das Maximum von 12 000 Franken nicht zu überschreiten. Die Kugel er auf schwarz stehen. Und schwarz kam zum fünften Male. Wieder steckte William Rose 12 000 Franken ein und ließ 12 000 auf schwarz stehen. Und dann fiel die Kugel zum sechsten Male auf schwarz. Nun wurden auch hier die Spieler auf William Rose aufmerksam.

„Une série,“ klang es hier und dort. William Rose ließ die 12 000 Franken ruhig auf schwarz stehen und drehte sich nach seinem Partner um.

„Würden Sie jetzt etwa auf rot setzen?“ lachte er mit vergnügtester Miene und im gleichen Augenblick verkündeten die Croupiers wiederum „noir“.

So kam schwarz noch ein achttes, neuntes und zehntes Mal. Und jetzt waren es nicht mehr vereinzelt Stimmen, die da von

une série, von einer Serie sprachen. Das war ja „die Serie“, war das von allen Spielern so sehnsüchtig herbeigewünschte Ereignis, das dem, der von Anfang an auszunutzen versteht, ein Vermögen in den Schoß wirft.

William Rose hatte das getan und er tat es weiter. Kein anderer Spieler wagte es, jetzt noch auf schwarz zu setzen. Aber es setzten auch nur wenige auf rot, denn die Serie ist ja unberechenbar. William Rose setzte weiter auf schwarz, und zwar immer das Maximum von 12 000 Franken. Mit fieberhafter Bitterkeit verfolgten die übrigen Spieler den Fortgang der Dinge. Die kleine Elfenbeinkugel schien eine fabelhafte Vorliebe für schwarz zu besitzen. Zum fünfzehnten und auch zum sechzehnten Male noch fiel sie auf schwarz. Dann legten die Croupiers ihre Rechen auf den Tisch und der Obercroupier drückte auf einen Klingelknopf.

Ein Klirren und Schwirren, ein Flüstern und Rauschen ging durch den Saal. In der Sprache der Spieler bedeutet dieses Klingelzeichen: die Bank ist gesprengt!

Ein gefährliches Wort für eine harmlose Sache. Denn die Millionen der Bank hat noch kein Spieler erabert. Jenes Zeichen bedeutet nur, daß der Geldvorrat im Kasten des Spielstisches erschöpft war. Schon kamen zwei glänzende librierte Diener der Bank in Begleitung eines Obercroupiers und brachten die ortsübliche Viertelmillion Franken in Banknoten, mit welcher der Tischkasten frisch gefüllt wurde. Und schon erklang von neuem der Ruf der Croupiers: „Messieurs, faites votre jeu!“ Alles in allem nur eine kleine Pause, aber nichts von Belang für die Bank.

William Rose hatte sich gemächlich erhoben. Verwundert blickten die Spieler auf ihn. Jetzt, wo der Kampf im besten Gange war, wollte er ihn abbrechen. Das war ja ganz unbegreiflich und gegen alle hergebrachten Regeln. Aber William Rose kümmerte sich wenig um die andern. Vergnügt schob er seinen Arm unter den von Mister Brown.

„Three cheers for the bank of Monte Carlo,“ rief er ihm zu. „Das war noch ein guter Fischzug vor Weihnachten.“

„Sie sind jetzt glücklich fertig,“ fragte der Millionär. „Ich denke, Sie müssen noch weiter spielen.“

„Warum denn?“

„Run, Sie wollten doch die 2000 Franken Einsatz verlieren.“

William Rose pffte das Yankeeoodle so laut vor sich hin, daß die Nächststehenden ihn mißbilligend ansahen.

„Wissen Sie was,“ erwiderte er dann, „in Deutschland haben die Leute ein gutes Sprichwort. Das lautet: Wenn es einem am besten schmeckt, soll man mit dem Essen aufhören. Und mir schmecken die 300 000 Franken wirklich ausgezeichnet. Das ist mehr, als ich in Newyork in zwei Jahren verdiene.“

Jetzt kam die Reihe zu lachen an den Millionär.

„Das machen Sie uns nicht weis, Mister Rose, Sie verdienen ganz anständig in Ihrem Geschäft.“

„Sie vergessen die Spesen, die das Geschäft auch tragen muß, Mister Brown. Glauben Sie nicht, daß meine europäischen Agenten gerade billig sind. Aber ich schlage vor, daß wir uns von der Anstrengung erholen und in dem Café des Anglais eine Erfrischung nehmen.“

Während dieser Worte waren die Herren aus dem Spielsaal, in welchem das gedämpfte Tageslicht sich mit dem Schein der elektrischen Lampen vermengte, auf die sonnenbestrahlte Promenade hinausgetreten. Wenige Minuten später saßen sie in dem eleganten Café.

„Aus Ihnen wird man auch nicht flug,“ sagte Mister Brown, während er nachdenklich seine Bouillon umrührte. „Sie sind eine eigenartige Mischung von Phantasie und Rückständigkeit. Von Newyork her kenne ich Sie als einen tüchtigen Geschäftsmann. Hier in Monte Carlo zeigen Sie sich erst als waghalsiger Spieler. Dann hören Sie wieder mit einer erstaunlichen Kaltblütigkeit im rechten Moment mit dem Spiel auf. Und nun begehen Sie schon wieder eine große Leichtsinigkeit.“

„Und die wäre?“ fragte William Rose mit unverkennbarem Vergnügen.

„Well, Sie laufen hier mit 300 000 Franken in der Brusttasche auf der Promenade umher, anstatt das Geld schleunigst auf eine sichere Bank zu tragen.“

Wiederum lachte William Rose.

„Sie unterschätzen mich, Mister Brown. Für eine halbe Stunde fühle ich mich wirklich stark genug, meinen Gewinn selber gegen Diebstahl oder Raub zu verteidigen. Wenn wir hier fertig sind, kommt das Geld sofort auf die Bank. Jetzt aber möchte ich Ihnen einen anderen Vorschlag machen: Sie sollten mit mir nach Deutschland kommen. Sie sollten bei

uns einmal ein deutsches Weihnachtsfest feiern. Ich habe die bestimmte Absicht, meinen Bruder Walter auf Schloß Kranichstein zu besuchen. Sie sollten mitkommen und würden hochwillkommen sein.“

Mister Brown schüttelte nur abweisend den Kopf.

„Auf Schloß Kranichstein, das klingt ja ganz vornehm mittelalterlich. Ich weiß die Ehre zu schätzen. Aber trotzdem, mein lieber Rose, vor Mai wird es nichts. Den Winter will ich im Süden verbringen. Wenn ich Schneestürme haben will, kann ich auch in Newyork bleiben.“

Vergeblich war dagegen alles, was William Rose zugunsten eines Winteraufenthaltes in Deutschland vorbrachte. Vergeblich wies er auf den Unterschied hin, der zwischen einem klaren deutschen Weihnachtswetter und einem der berüchtigten Newyorker Schneestürme besteht. Mister Brown blieb bei seiner Meinung.

William Rose war über die Ablehnung nicht sehr erfreut. Gewiß belah er als Gast des Millionärs das volle Recht freier Meinungsäußerung. Aber er war weiter auch Kunsthändler und Mister Brown kaufte gern und reichlich Bilder. Alte und neue. Wie es gerade kam. Nicht aus irgend welcher Neigung oder aus irgend welchem besonderen Kunstverständnis, sondern weil es eben in Newyork Mode war. Wenn Pierpont Morgan oder Vanderbildt Millionen für die Bilder alter Meister ausgaben, wenn die verwitwete Mistres Gould in ihrem Palais triumphierend klassische Statuen zeigte, die sie in Griechenland und Italien mit Gold aufgewogen und dann mit noch größerer Gefahr über die Grenzen gebracht hatte, so mußte auch Mister Brown auf diesem Gebiete etwas tun, um seinen Ruf zu wahren. So war er ein guter Kunde von William Rose. So hatte dieser wiederholt Reisen für ihn nach Europa gemacht und so lag ihm auch jetzt daran, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden und nicht nur als Gast auf dessen Yacht eine angenehme Reise zu machen, sondern darüber hinaus dem Millionär beim Ankauf von Kunstwerken zur Seite zu stehen. Daß Mister Rose bei solchen Geschäften nicht zu kurz kam, dafür mußte er zu sorgen.

Der Deutsch-Amerikaner hatte es vorzüglich verstanden, sich den amerikanischen Gewohnheiten anzupassen. Seine Geschäftsmoral wurde klipp und klar durch das Wort „smartness“ ausgedrückt, welches viel mehr bedeutet, als nur etwa praktisches Benehmen.

Aber Mister Brown hatte seinerseits seine Meinung mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit geäußert.

„Nein, lieber Rose, vor Mai nicht! Erst will ich bis Mitte März die Mittelmeerküsten besuchen. Dann schide ich die „Persephone“ nach Newyork und gehe nach Paris, um meine Frau abzuholen. Dann verbringe ich einige Wochen in Lausanne, wo meine Tochter in der Pension ist. Dann gehen wir nach Heidelberg, wo mein Sohn die deutsche Hochschule besucht. Und dann, das verspreche ich Ihnen, will ich zu Ihren Leuten nach Schloß . . . Kranichs . . . Kranichstein . . . oder burg . . . oder fels . . . wie es gleich hieß, zum Besuch kommen.“

William Rose wußte, daß die Entschlüsse, welche sein Gastgeber in dieser Weise kundgab, unwiderruflich waren. Daß der Millionär jetzt unter keinen Umständen nach Kranichstein kommen würde, daß er aber dessen Besuch mit voller Sicherheit im Mai erwarten konnte. Aus geschäftlichen Gründen hätte er ihn gern gleich jetzt mitgenommen. Aber unter den gegenwärtigen Umständen mußte er darauf verzichten.

Und nun geschah hier im Glanze des sonnigen Südens etwas Eigentümliches. Der smarte Deutsch-Amerikaner William Rose empfand ein brennendes Verlangen nach Deutschland, nach seinen nächsten deutschen Angehörigen und nach dem deutschen Weihnachten. Für Momente versank alles, was er die letzten zwanzig Jahre im amerikanischen Geschäftsleben und im Ringen um den Dollar getrieben hatte und mit greifbarer Deutlichkeit traten dafür die Eindrücke und Erlebnisse seiner deutschen Jugendzeit vor sein geistiges Auge.

Der Millionär ahnte, was in ihm vorging.

„Ich vermute, Mister Rose, die Sehnsucht nach Deutschland wird übermächtig in Ihnen. So gern ich Sie als kunstverständigen Gast bei mir habe, so wenig möchte ich andererseits Ihren Wünschen im Wege sein. Fahren Sie ruhig in Ihre Heimat und erholen Sie sich dort vom heißen Newyorker Pflaster. Es wird Ihnen gut tun und im Mai treffe ich Sie in Thüringen wieder.“

William Rose ließ sich diesen Rat nicht zweimal geben. Schon eine Viertelstunde später trug der elektrische Funke die Nachricht von seiner bevorstehenden Ankunft den Draht entlang über die deutsche Grenze und in das Herz von Thüringen hinein. (Fortsetzung folgt.)

Allerlei Kurzweil

1. Kriegs-Berierbild.



„Wieder ein Benzinbehälter leer, da muß doch ein Russe versteckt sein!“
(Wo steckt der Russe?)

Schlachtort benennt: Lohgerber, Irkutsk, Anute, Sandberg, Desdemona, Inlett, Eber, Reutlingen, Pfarrer, Vergolder.

2. Rätsel.

Mit 3 soll sich die
Frau stets zeigen,
Mit B bin ich dem
Manne eigen.

3. Scherzfrage.

Warum können die Engländer die allgemeine Wehrpflicht nicht einführen?

4. Verschieberäffel.

Die nachfolgenden Worte sollen in der gegebenen Reihenfolge unter einander gestellt und seitlich so gerückt werden, daß die erste Längsreihe von oben nach unten einen bekannten deutschen Heerführer, die zweite Reihe von unten nach oben einen durch denselben Heerführer bekannt gewordenen

5. Bilderrätsel.



1,40 Mark. Wieviel Lagen haben sie
wieviel Gäste waren am Würfeln beteiligt?

7. Scharade.

Wenn nie es Dir am ersten fehlt, — Kannst Du Dich glücklich preisen, — Die zweit' und dritte dienen Dir — Als Ausweis, willst Du reisen; — Du kannst auf ihnen jederzeit — Dich auch noch überzeugen, — Daß vorwärts geht es in dem Kampf, — Die Feinde nie uns beugen. — Das ganze ist ein neues Wort, — Die Kriegsnot hat's geschaffen, — Nimm denke nach, ob Du nicht kannst — Des Wortes Sinn erfassen.

[illegible]

Die Moschee im Gefangenenlager zu Wandsdorf bei Berlin:
Ein Geschenk des Kaisers.

In dem Gefangenenlager Wünsdorf bei Berlin, das den Namen „Halbmondlager“ trägt, hat der Deutsche Kaiser eine Moschee erbauen lassen, die bis in die kleinsten Einzelheiten den orientalischen Gotteshäusern gleicht. Das „Halbmondlager“ in Wünsdorf beherbergt etwa 3800—4000 Mohammedaner, Araber, Kurdisch, Marokkaner,

Gelegenheit zu einem geregelten Gottesdienst. Mitten im Lager erhebt sich der stattliche Bau mit seinem schlanken Minarett, von dessen Kuppel der Gebetrufte die Gläubigen dreimal am Tage zum Gottesdienst ruft. Das Minarett hat die stattliche Höhe von 23 Meter und bietet eine prachtvolle Fernsicht über das Lager.

und dessen Umgebung. Zu der Moschee gelangt man durch einen eingefriedigten Vorhof, in dem sich ein Brunnen mit breitem Wasserbecken befindet, an dem die Gläubigen vor Betreten des Gotteshauses die vorgeschriebenen Waschungen vornehmen. Der Gottesdienst im Halbmondlager wird durch einen Schödscha geleitet, einen Priester, der sich ebenfalls unter den Gefangenen befindet. Die Einweihung der Moschee fand unter Beisein des türkschen Votschafters Mahmud Nuhstara Pascha, der deutschen Militärbehörden und der im Lager befindlichen mosammedanischen Gefangenen in erhabender Weise statt.

Ein österreichisches Truppenlager im Etschtal.

